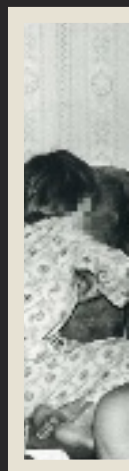


# DAS EIGENE DER FEIND

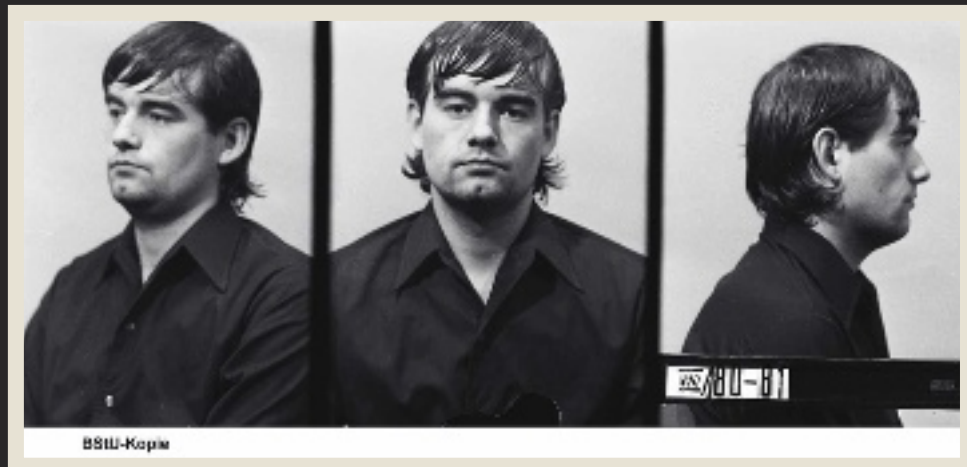
Ihre Väter arbeiteten bei der DDR-Staatssicherheit. In ihrem Elternhaus herrschten Misstrauen und Verrat. Zehntausende Kinder leiden bis heute darunter. Erst jetzt, Jahrzehnte später, können sie darüber sprechen

Von Ruth Hoffmann; Fotos: Lars Borges



# KIND,

Zwischen falschem Idyll und verzweifelter Aufbegehren: Diese Kinder aus Stasi-Familien berichten auf den folgenden Seiten von ihrem Schicksal



Bereich KA

Dienststelle

Berlin, 26. April 1989

Ort

Datum

BSTU

000176

## Ausspracheblatt

OSL

Dienstgrad

Name, Vorname

PKZ

Dienststellung

Grund der Aussprache  
Wichtigster Inhalt  
Schlußfolgerungen/Festlegungen

Bemerkungen

Am 07.03.1989 wurde durch den Stellvertreter des Leiters der HA, Gen. OSL ~~Frank~~, unter Teilnahme des Kaderinstruktors, Gen. Major ~~Frank~~ sowie des Unterzeichners eine Aussprache mit dem Gen. OSL ~~Frank~~ zu seiner vorgesehenen Verwendung in der neugebildeten HA XLII geführt.

Zu Beginn der Aussprache legte Gen. ~~Frank~~ die Stationen seiner Entwicklung im KfS dar und sprach dabei auch die Problematik seines Sohnes an (siehe Aussprachebericht vom 02.08.1988). Er hob dabei hervor, daß der derzeitige Wohnsitz seines Sohnes in Berlin ihn vorrangig dazu bewogen habe, selbst keinen Umzug nach Berlin zu vollziehen (bezogen auf seine ablehnenden Aussagen zu einem möglichen Wohnortwechsel nach Berlin).

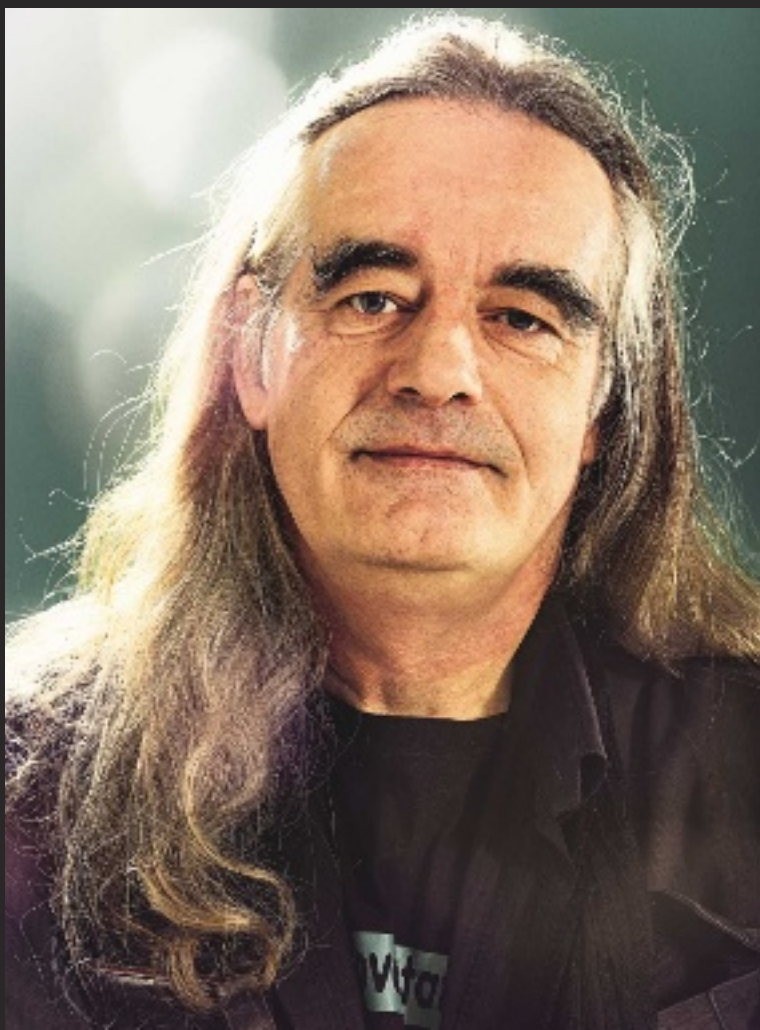
Zur Gesamtproblematik wurde der Gen. ~~Frank~~ wie folgt orientiert:

- das Problem steht seinem persönlichen Einsatz nicht entgegen;
- da sich keine wesentlichen Änderungen im politischen Denken und Verhalten seines Sohnes abzeichnen, ist nach der generellen Verhaltensorientierung weiter zu verfahren;
- die bestehenden Kontakte sind so zu belassen, ein weiterer Ausbau sollte nicht erfolgen (gelegentliche Kurzsuche seines Sohnes sind akzeptabel, sie sollten nach Möglichkeit zur Informationsmitbeschaffung bzw. auch politisch-positiven Einflußnahme genutzt werden).

Unterschrift des Ausspracheführenden

GPA 1989

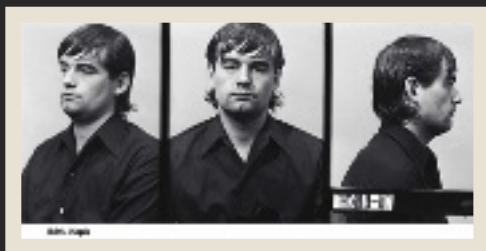
Aus der Kaderakte des Vaters von Stefan Herbrich: Die Stasi gibt dem Oberstleutnant Anweisungen, wie er sich seinem Sohn gegenüber verhalten soll



**STEFAN HERBRICH\***, 54, wuchs in Halle auf. Sein Vater Siegfried\* arbeitete in der „Terrorabwehr“ der Stasi, die auch die RAF unterstützte

„Mir war es als Kind peinlich, nach dem Beruf meines Vaters gefragt zu werden. Ich musste dann lügen, er sei beim Mdl, dem Ministerium des Innern. Die Väter der anderen waren Bäcker oder Fabrikarbeiter, da runter konnte man sich ja was vorstellen. Aber Mdl? ‚Und was macht dein Vater da?‘ Tja, keine Ahnung. Wenn ich ihn gefragt habe, gab's,

zack, eins auf den Hinterkopf. Er wollte, dass ich auch zur Stasi gehe, aber nach dem Wehrdienst wollte ich damit nichts mehr zu tun haben. Anfang der Neunziger habe ich es kurz mit Therapie versucht. Keine gute Idee. Lieber nicht dran rühren. Ich bin kein Opfer, ab Gulag kann man drüber reden. Nur die Träume, die sind oft böse.“



1980 verhaftet die Stasi Herbrich – und fotografiert ihn

**S**tefan Herbrich\* hat lange geschwiegen. Er gehört ohnehin nicht zu denen, die am liebsten die eigene Story erzählen. „Nützt ja nischte“, sagt er oft. Selbstmitleid kann er nicht ab. Und wenn ihm im Gespräch ein Gefühl zu nahe kommt, dreht er sich schnell eine neue Zigarette und grinst – so wie jetzt. Vor ihm liegt die aufgeschlagene Akte seines Vaters. Er sieht sie zum ersten Mal. Sie erzählt die Geschichte, wie sein Vater, der Stasi-Offizier, ihn der Stasi opfert.

Immer wieder äußerte sich Siegfried Herbrich\* zur „Problematik seines Sohnes“\*\*, wie es in den „Ausspracheberichten“ heißt. Auch handschriftlich: „In einer Aussprache im Familienkreis“, schreibt er einmal, „wurde übereinstimmend festgestellt, dass sich unser Sohn außerhalb der Gesellschaft und auch außerhalb der Familie gestellt hat. Durch die Verunglimpfung unseres sozialistischen Staates hat er sich selbst jede Grundlage genommen, künftig als anerkanntes Familienmitglied zu gelten.“

Die Erklärung ist vom Mai 1981. Kurz zuvor hatte das Bezirksgericht Halle den damals 21-jährigen Stefan wegen einer kritischen Wandzeitung zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt. Sollte sein Sohn nach der Entlassung „zu Hause vorsprechen“, schreibt Major Herbrich, werde man ihm sagen, „dass wir keinen Wert auf weitere Kontakte mit ihm legen“. Stefan Herbrich, heute 54, klappt die Akte zu. „Das muss ich mir nicht angucken“, murmelt er und nimmt einen tiefen Zug, „so waren sie eben, die Weltverbesserer.“

Für das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) arbeiteten 1989, im letzten Jahr der DDR, über 91 000 hauptamtliche Mitarbeiter. Sie verstanden sich als „Schild und Schwert der Partei“, als auserwählte Elite, ►

\* Namen von der Redaktion geändert.

\*\* Originalzitate der Stasi sind gelb markiert.

waren hoch bezahlt und bis an die Zähne bewaffnet. Natürlich hatten diese Stasi-Kader auch Kinder – und erzogen sie im Sinne des Überwachungsapparats.

Die ARD-Serie „Weissensee“ spielt in einer solchen Familie, vor Kurzem hat auch die zweite Staffel wieder Millionen Zuschauer berührt. Wie in der Serie war es auch in Wirklichkeit so, dass das persönliche Glück der Kinder oft keine Rolle spielte, wenn es die Karriere des Vaters gefährdete. Der Feind, das konnte der eigene Sohn, die eigene Tochter sein.

Die Geschichten dieser Kinder erzählen von den Folgen totaler Überwachung. In den Akten haben die Familiendramen zu Tausenden Spuren hinterlassen. Zuhaut finden sich Zeugnisse elterlichen Verrats: Freundeslisten, Gesprächsprotokolle, Meldungen über geplante Partys oder Liebesbeziehungen. Und immer wieder: Lossagungen. Welche Dramen, Vertrauensbrüche und Verletzungen dahinterstehen, lässt sich nur ahnen.

Viele Kinder spürten die Erwartung, herausragende Schüler und vorbildliche Sozialisten sein zu müssen; den Druck, nur ja nicht von der Norm abzuweichen. Das Misstrauen der Eltern, das den familiären Zusammenhalt vergiftete und oft genug zerstörte. Wer Musik aus dem Westen hörte, den traf die Härte des SED-Regimes schon im eigenen Jugendzimmer.

Etwa alle zehn Jahre verdoppelte das MfS die Zahl seiner Mitarbeiter. In 40 Jahren DDR wuchsen demnach Zehntausende Kinder in Stasi-Haushalten auf. Die meisten dürften darunter gelitten haben, auch wenn es nicht in jeder Familie zum offenen Konflikt kam.

Der *stern* hat mit mehr als 40 Frauen und Männern aus Stasi-Familien gesprochen und stieß dabei immer wieder auf dieselben Muster: Die meisten Kinder erlebten ihre Eltern als streng und distanziert; auffallend viele wurden geschlagen. „Empathie war bei der Arbeit für die Stasi extrem hinderlich. Der Umgangsstil war auch im Privaten notwendigerweise emotional distanziert“, sagt Harald Freyberger, Direktor der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Universität Greifswald, der Kinder ehemaliger MfSler therapeutisch betreut.

Ihre Biografien sind deutsche Tragödien, doch anders als die Achtundsechziger führen die Stasi-Kin-

der bis heute den Kampf gegen ihre Väter nicht öffentlich. Sie wissen kaum voneinander. Es gibt keine Selbsthilfegruppe, kein Forum im Internet. Und kein Opferverein käme auf die Idee, die Töchter und Söhne der einstigen Unterdrücker aufzunehmen. So halten sich die meisten für Solitäre – und schweigen. Aus Scham, aus Angst, aus Einsamkeit.

Die Väter hingegen haben sich längst in Vereinen wie dem „Insiderkomitee“ zusammengetan, um „in der Öffentlichkeit gegen Einstellungen unserer Arbeit“ vorzugehen. Kaum einer der alten Genossen ist bereit, sich kritisch mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. „Der Korpsgeist ist noch sehr lebendig“, sagt Roland Jahn, Bundesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen (BStU). Wer redet, wird als Verräter geächtet – einmal Stasi, immer Stasi. Selbst ihren Kindern verweigern sie das Gespräch: Reiche nicht die „Siegerjustiz“ des Westens? Muss sich nun sogar der eigene Nachwuchs an der Hetzjagd beteiligen?

Die Tabus von damals greifen noch immer: MfS-Mitarbeiter waren zu Stillschweigen verpflichtet, im Dienst genau wie privat. „Weil so viel gelogen und verheimlicht wurde, konnten sich die Kinder kein zusammenhängendes Bild von der Realität und von ihren Eltern machen“, sagt Freyberger. Viele hätten mit dieser Verunsicherung bis heute zu kämpfen.

Dass bei ihnen zu Hause etwas anders ist, bekamen sie früher oder später alle mit. Da waren die Anrufe, oft spätabends oder am Sonntag, die plötzlichen Aufbrüche, die Anspannung, das Schweigen. Die Kinder lernten früh, nicht zu fragen, spürten aber, dass man ihnen etwas vorenthielt. Ein Geheimnis, das auch ihr Leben bestimmte.

„Genossen, wir müssen alles wissen!“, lautete das Motto von Stasi-Chef Erich Mielke, und es galt nicht zuletzt für die eigenen Mitarbeiter: Keine Personengruppe überwachte das MfS so gründlich wie sie. Schon vor der Einstellung wurde jeder Kandidat durchleuchtet: Freundeskreis, Weltanschauung, Freizeit, Liebesleben – kaum etwas, das den Dienstherren nicht interessierte. War der „Perspektivkader“ dann vereidigt, wurde er regelmäßig beurteilt: Vertritt er einen „klaren Klassenstandpunkt“? Erzieht er seine Kinder im sozialistischen Sinne?

Hat er „Härte und Unerbittlichkeit gegenüber dem Feind“ ausgebildet?

Wer es versäumte, sich die neue Partnerin genehmigen zu lassen, bekam Ärger mit der Disziplinarabteilung – und musste sich von ihr trennen, wenn sie der Stasi nicht passte, etwa weil sie gläubige Christin war. Um die gegenseitige Kontrolle zu erhöhen, siedelte das MfS seine Hauptamtlichen bevorzugt in geschlossenen Wohngebieten an. In Berlin waren es ganze Viertel, vor allem rund um die Zentrale in Lichtenberg, aber auch in Weißensee und Hohenschönhausen.

Stefan Herbrich wuchs in Halle auf. Sein Vater arbeitete als Ausbilder in der „Terrorabwehr“, einer Art Alphateam des MfS, das unter anderem auch Anschläge in der Bundesrepublik vorbereiten sollte. Wenn er gut drauf war, ließ er seinen Sohn mit der Dienstwaffe spielen oder nahm ihn mit zu Spritztouren in seinem schicken Trabant de Luxe, dem ersten und lange Zeit einzigen Auto in der Straße. „Eines Tages kommst du zu mir in die Firma“, sagte er gern und klopfte dem Sohn dabei auf die Schulter. „Ooooh, war ich da stolz!“, sagt Stefan Herbrich verächtlich. Kein Mitleid mit dem kleinen Jungen, der er damals war.

Als Kind bewunderte er den Vater – und fürchtete seinen unberechenbaren Zorn. Schon bei einer Fünf in Mathe konnte es passieren, dass er ihn im Keller einschloss und die Sicherung rausdrehte. „Er wusste: Das war für mich schlimmer als Prügel.“ In Stefans Zimmer klebten Poster von T-Rex und der DDR-Combo Renft. Die Mutter hielt den Vater zurück, wenn der sie im Brass von der Wand reißen wollte.

Die Stasi führte Listen über Mitarbeiter mit „negativ-dekadenten Verwandten“ – Söhnen, die Iron Maiden hörten oder Fans vom 1. FC Union Berlin waren; Töchtern, die sich wie „Gruftys“ anzogen. Wer auf einer solchen Liste landete, musste zusehen, dass er die Familie bald wieder im Griff hatte, sonst drohten etwa Versetzung oder Gehaltskürzungen. Der GAU für die Karriere war es, wenn sich der Nachwuchs offen gegen das System wandte, den Wehrdienst verweigerte, einen Ausreiseantrag stellte oder unter die Bürgerrechtler ging.

Die kleine Kerbe im Kinn hat Stefan Herbrich vom Vater. Nicht zu ändern, leider, sagt er. Ansonsten ►

84%

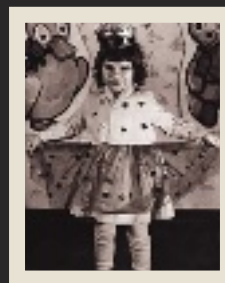
der fest angestellten Stasi-Mitarbeiter waren Männer  
Frauen galten aus Sicht der Stasi als ungeeignet für die „operative Arbeit“



**PETRA-MARIA WOHLGEMUTH\***, 52, ist in Meiningen, Thüringen, aufgewachsen. Ihr Vater war Abteilungsleiter in der MfS-Bezirksverwaltung Suhl.

„Ich war 17, als mein Vater mir sagte, dass er bei der Stasi ist. Vorher hieß es immer, er sei Grenzer. Plötzlich verstand ich, warum wir rausgehen mussten, wenn das Telefon klingelte. Oder warum wir damals im Schlosscafé saßen, wo wir sonst nie hingingen, als Volkskammer-Präsident Horst Sindermann kam: Der Laden war voller Stasi-Familien, um ihn zu schützen! Manchmal nahm Vati mich mit zum

Frühschoppen, und ich bekam 'ne Cola. Das war das Größte! Dass er mich dabei nach allen möglichen Leuten ausfragte, hielt ich für Interesse an mir. Ich liebte ihn abgöttisch und bin bis zuletzt brav geblieben, obwohl mein Zuhause ein Gefängnis war. 1994 habe ich eine Therapie angefangen. Als ich mit meinen Eltern über die Vergangenheit reden wollte, warfen sie mir vor, die Familie zu zerstören, und brachen den Kontakt ab. Das war vor allem für meine Söhne schmerzlich, sie hingen sehr an ihren Großeltern. Mein Bruder, der übrigens auch zur Stasi gegangen ist, hält mich bis heute für eine Verräterin.“



Petra-Maria mit vier Jahren beim Fasching im Kindergarten



**THOMAS RAUFEISEN**, 51, wuchs in Hannover auf. Sein Vater war Geophysiker und heimlich Stasi-Offizier. Das erfuhr Thomas erst am 22. Januar 1979.

„An diesem Tag sagte mein Vater, wir müssten schnell in die DDR, dem Opa gehe es schlecht. Erst in Brandenburg hat er uns erzählt, dass er ein Westspion der Stasi sei, durch einen Verrat kurz vor der Verhaftung gestanden habe und wir uns nun mithilfe des MfS ein neues Leben in der DDR aufbauen würden. Ein Riesen-schock. Meine Mutter hatte von seiner Arbeit gewusst, aber immer

gehofft, dass er aussteigt. Mein Vater hat schnell gemerkt, dass es ein Fehler war, den Westen zu verlassen. Immer wieder hat er beim MfS um seine Entlassung und die Ausreisegenehmigung gebeten. Vergebens. Nach elf Monaten durfte immerhin mein Bruder Michael ausreisen. Wir anderen versuchten alles, um zu fliehen – und wurden schließlich verhaftet. Es gab drei Jahre für mich, sieben für meine Mutter, lebenslänglich für meinen Vater. Ich saß meine Strafe bis auf den letzten Tag ab. Im Oktober 1984 durfte ich ausreisen. Meine Mutter kam im April 1989 frei; mein Vater starb 1987 unter ungeklärten Umständen im Gefängnis.“



Thomas (l.) mit Familie 1968 im Urlaub auf Usedom

| neg. - dek. Verwandte |             | Name, geb. St. Wohnort |                                  | Beziehungen        |                                                           | III 4239                             |
|-----------------------|-------------|------------------------|----------------------------------|--------------------|-----------------------------------------------------------|--------------------------------------|
| IM Nr.                | Exakte. 200 | Exakte.                | Schweizer/Tiere                  | Arbeits/Meth.      | Fortbildung/Lehren/Ergebnis                               |                                      |
| 29                    | 7/89        | Lubeck                 | [redacted]<br>Helm, HA XX        | Tochter [redacted] | Grufty                                                    | Information                          |
| 30                    | 7/89        | Lubeck                 | [redacted]<br>Lern, HA XX        | Sohn [redacted]    | Grufty                                                    | Information                          |
| 31                    | 8/89        | Rok. Dabaran           | [redacted]<br>Helm, HA III       | Sohn [redacted]    | neg. Einstellung                                          |                                      |
| 32                    | 8/89        | Berlin                 | [redacted]<br>Helm, HA III       | Sohn [redacted]    | Wohnstätt-Konzentration<br>"The Bulldozer"                | Information                          |
| 33                    | 8/89        | Berlin                 | [redacted]<br>Helm, HA VI        | Sohn [redacted]    | - " -                                                     | Information                          |
| 34                    | 12/89       | Portofino              | [redacted]<br>Helm, HA Portofino | Sohn [redacted]    | Skizzen-entwerfer                                         | EV mit Haft<br>SS 200(1), 200(2) StG |
| 35                    | 1/89        | Berlin                 | [redacted]<br>Helm, HA XX        | Sohn [redacted]    | Architekt (schwarze Kl.)<br>Kontakte zur "Weltbibliothek" | Information                          |

„Negativ-dekandente Verwandte“: Kinder von Mitarbeitern, die nicht linientreu waren, wurden von der Stasi erfasst. Schon der „Grufty“ im eigenen Zuhause gefährdete die Karriere

**FRANK LINGSMINAT, 49**, ist in Berlin aufgewachsen, direkt gegenüber der Stasi-Zentrale. Sein Vater war Referatsleiter in der „Spionageabwehr“.

„Zu Hause ging es immer nur darum, wie toll die DDR ist und wie scheiße der Westen. Als Kind war ich ja auch überzeugt, bin sogar FDJ-Sekretär geworden, aber so links wie mein Vater konnte man gar nicht sein. Ich war für ihn ein Loser, weil ich in der Schule nicht mitkam. Für jede Kleinigkeit hat er mich verprügelt. Einmal hatte ich einen Wimpel von Borussia Mönchengladbach. Als er den sah, ist er ausgerastet und hat mich gezwungen, ihn zu verbrennen. Mit 13 hab ich angefangen, Punkmusik zu hören. Das kam für ihn direkt vom Klassenfeind. Und als ich den Wehrdienst verweigerte, hat er gesagt: „Jetzt bist du nicht mehr mein

Sohn.“ Das hat mich umgehauen. Wie kann man so was sagen als Vater? Nach der Wende wurde er auf der Straße als „Stasi-Schwein“ beschimpft. Da tat er mir leid, und ich habe versucht, mit ihm zu reden – keine Chance. Meinem Sohn habe ich den Opa vorenthalten. Ich wollte ihn nicht in der Familie haben. Er hat mir zu sehr wehgetan. Letztes Jahr ist er gestorben. Seitdem fühle ich mich freier.“



Lingsminat 1982: langes Haar, Faible für Westmusik

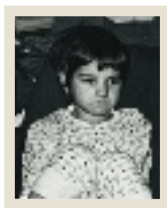


aber hat er zumindest äußerlich den größtmöglichen Abstand zwischen sich und „den Alten“ gelegt: die Haare bis weit über die Schulter, breite Ringe an den Fingern. „Negatives Element“ hieß so was im Stasi-Jargon. Mit dem inneren Abstand ist es schon schwieriger, auch wenn der Sohn vor Jahren den Kontakt abbrach. 78 müsste der Vater jetzt sein, überlegt er. „Wird wohl noch leben. Hass konserviert ja gut. Interessiert mich aber nicht.“ Ganz verschwunden ist der alte Oberstleutnant jedoch nicht, hin und wieder verdüstert sein Schatten noch Stefan Herbrichs Tage. Dann macht er sich Vorwürfe, dass er ihm nie richtig widersprochen hat. Viel früher hätte er aufbegehren müssen, sei zu lange brav gewesen.

Im Herbst 1980 war er es jedenfalls nicht mehr: Er hatte die Freundin geheiratet, die der Vater ihm verboten hatte, und arbeitete als Altenpfleger statt wie vereinbart bei der Stasi. Eines Abends hatte Stefan Herbrich Nachtwache und nutzte die Zeit, um die obligatorische Wandzeitung zum „Republikgeburtstag“ zu gestalten. Ein bisschen frecher darf's diesmal sein, beschloss er; die ewigen Jubelmeldungen von 150-prozentiger Planerfüllung empfinde doch jeder denkende Mensch als absurd. So schnitt er Überschriften aus, heftete sie an die Pinnwand: „Chemiearbeiter sind mit Plus zum Plan auf Parteitagskurs“, „Partei, Staat, Volk und Armee sind fest verbunden“. Quer darüber klebte er „AMEN“. Und unter den Satz „Ein guter Sozialist fegt zuerst vor der eigenen Tür“ hängte er einen Zettel mit Namen ausgebürgerter Künstler: Wolf Biermann, Manfred Krug, Eva-Maria Hagen. „HINAUSGEFEGT“, schrieb er darüber.

Am nächsten Tag erwarteten ihn drei Herren in dunklen Windjacken. Mit routinierter Lässigkeit präsentierte einer von ihnen den Ausweis im Ledermäppchen. Stefan Herbrich kannte die Geste. Der ganze großspurige Habitus war ihm vertraut: von seinem Vater.

Der versuchte gar nicht erst, ihn zu schützen. Es galt, die Karriere zu retten. Da „die Hauptlast der Erziehung meiner Frau zufiel“, habe es zwischen Stefan und ihm „kein echtes Vertrauensverhältnis gegeben“, gab er seinen Stasi-Kollegen zu Protokoll. Neun Seiten lang. Er habe versucht, Stefan die Dinge „vom par-



„Es war wie bei der Armee“, sagt Lena Krüger über ihre Kindheit. Ihre Eltern waren beide bei der Stasi

teilichen Standpunkt aus darzulegen“, doch es sei nicht möglich gewesen, „hier eine erfolgreiche Wendung herbeizuführen“. Die Aussagen des Majors landeten in Stefans Akte. Die Unterdrückungsmaschinerie lief, und der eigene Vater war ein Rädchen darin.

Der Vater, ein Stasi-Offizier – auch Lena Krüger\*, 44, aus Potsdam weiß, was das bedeutete. „Wir sollten kleine Parteisoldaten sein“, erzählt sie. „Die Besten in der Schule, bei der FDJ engagiert und immer hübsch brav.“ Sie habe sich angestrengt, es den Eltern recht zu machen, aber es habe nie gereicht. Groß und schlank ist sie, sitzt kerzengerade. Sie hat alte Fotos vor sich ausgebreitet, greift eins heraus, auf dem sie mit dem Vater und den zwei Schwestern zu sehen ist: ein Sonntagsausflug im Park von Sanssouci. „Wir sehen aus wie eine normale Familie.“ Sie schüttelt den Kopf. „Es war ja auch schön manchmal.“ Sie zögert. Sie wolle den Eltern nicht unrecht tun. „Aber der Alltag“, sagt sie nach einer Weile und legt das Foto zurück, „der war schlimm. Wie bei der Armee. Die Pullover mussten Kante auf Kante liegen. Es fehlte nur die Marschmusik.“ Bitter klingt sie nicht, sie hat gelernt, sich zusammenzureißen. Nur für einen Moment sieht sie traurig aus. Ihre Stimme wird leise. „Ich hab ihn gehasst“, sagt sie schließlich.

Die Eins in Staatsbürgerkunde war Pflicht, jede Drei eine Katastrophe. Mit sechs musste Lena zum Schwimmtraining: Leistungssportlerin sollte sie werden, später mal für die DDR Medailen holen. Von den „Vitaminpillen“, die man ihr gab, hatte sie mit zwölf das breite Kreuz eines Jungen. Sie dachte sich nichts dabei: Die anderen Mädchen sahen genauso aus. Mit elf sprach sie fließend Russisch. „Lüg nicht!“, hieß es, wenn sie sich mit Sorgen an die Eltern wandte. „Warum seid ihr nicht auf meiner Seite?“, fragte sie manchmal, obwohl sie wusste, dass es keinen Zweck hatte.

Wolfgang und Ingeborg Krüger\* arbeiteten beide beim MfS in Potsdam: er als Referatsleiter in der Bezirksverwaltung, sie im Untersuchungsgefängnis. „Mdi“, Ministerium des Innern, stand bei Lena im Klassenbuch, genau wie bei vielen ihrer Mitschüler, denn im Neubau-

viertel „Am Stern“ lebten fast nur Stasi- und Armeeangehörige. „Du kannst hier nichts tun, ohne dass ich es erfahre“, sagte der Vater gern. Lena Krüger hat es oft genug erlebt. Sogar ihre Freunde unterlagen der Zensur. „Mit der spielst du nicht mehr“, hieß es hin und wieder. „Die Familie hat Westkontakte.“

Manchmal durfte Lena den Vater zu einer Betriebsfeier begleiten. Dann führte er sie mit unterschiedlichen Schritten durch das große Gebäude an der Hegelallee. Jeder grüßte ihn respektvoll; er selbst bedachte nur wenige mit mehr als einem Nicken. Viele nahmen schon Haltung an, wenn sie den hochgewachsenen Mann von Weitem sahen. „Ob die auch Angst vor ihm haben?“, fragte sie sich unwillkürlich.

Während Stefan Herbrich 545 Tage im Zuchthaus Brandenburg saß, machte sein Vater weiter Karriere. Als Stefan entlassen wurde, war er Oberstleutnant. Der Sohn blieb für ihn ein Aussätziger: Stasi-Ermittlungen zufolge war er noch immer „Träger pazifistischen Gedankenguts“. Gewissenhaft meldete Siegfried Herbrich darum jeden „Kontaktversuch“ und erklärte wieder und wieder, dass Stefan „das Elternhaus verschlossen“ bleibe, solange er den „Beweis nicht erbracht hat“, dass er „sich künftig so verhalten wird, wie wir es von ihm als Bürger unseres Staates erwarten“.

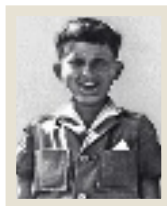
Das MfS beobachtete die Entwicklung genau, denn Herbrichs Frau machte Schwierigkeiten: Sie fand, ihr Sohn habe genug gebüßt und telefonierte hin und wieder sogar mit ihm. Die Stasi legte dem Genossen Oberstleutnant darum nahe, sich von ihr scheiden zu lassen, andernfalls drohe ihm die Entlassung. Kurz darauf meldete Herbrich, seine Frau akzeptiere die „verlangte Linie“ nun, habe dafür aber kein Verständnis. Er werde weiter auf sie einwirken. Und tatsächlich, bis zum Herbst 1989 endete jede seiner Beurteilungen so: „Die durch die Kaderorgane erteilten Auflagen bezüglich seines Sohnes werden von ihm und seiner Familie eingehalten.“

Als die Mauer fiel, begann auch der Untergang der Stasi. Bis zum 31. März 1990 wurden alle Mitarbeiter entlassen – das MfS war Geschichte. Jetzt wäre in den Familien ein Neuanfang möglich gewesen. Ohne Angst, ohne Lügen. Zumindest erklärende Worte, die den ►

Kindern die Chance geben, verstehen und vielleicht verzeihen zu können. „Es wäre eigentlich Aufgabe der Eltern gewesen, auf die Kinder zuzugehen“, meint Psychiater Freyberger. „Nach der Wende hatten sie aber erst einmal mit sich zu tun – mit dem sozialen Absturz, dem Identitätsbruch. Das Schlimme ist, dass die meisten es auch später nicht geschafft haben.“

Am 10. November 1989 stand die damals 20-jährige Lena Krüger in Westberlin und konnte ihr Glück kaum fassen. Aus einer Telefonzelle rief sie spontan zu Hause an: „Rate mal, wo ich bin, Vati – auf dem Ku’damm!“ Am anderen Ende hörte sie ein Poltern, als dem Vater der Hörer aus der Hand fiel. Dann legte er auf. „Er war zutiefst enttäuscht und wollte, dass ich von jetzt an in der DDR bleibe“, erzählt sie und lacht zum ersten Mal. „Aber er konnte mir nichts mehr anhaben. Ich wusste: Jetzt beginnt ein neues Leben.“

Oberst Krüger verstand in jenem Herbst die Welt nicht mehr. Sein Dienst bestand nun darin, die Spuren seiner Arbeit zu vernichten: In Mielkes Auftrag wurden im ganzen Land systematisch Akten zerrissen, geschreddert, verbrannt. Auch in Potsdam rauchten die Schornsteine – bis mutige Bürger am 5. Dezember die Stasi-Gebäude besetzten. Kurz darauf war Lenas Vater arbeitslos, saß den ganzen Tag auf dem Sofa und starrte vor sich hin. Klein und verloren habe er ausgesehen, erinnert sich Lena Krüger. „Wo ist bloß der große Mann, der uns alle tyrannisiert hat?“, fragte sie sich – und



#### Weitere Fälle unter [stern.de/ stasikinder](http://stern.de/stasikinder)

Zum Beispiel  
Bernd Roth, heute  
62, der selbst  
Karriere in der  
Stasi machte.  
Plus: Interview  
mit Roland  
Jahn, Bundes-  
beauftragter für  
die Stasi-  
Unterlagen

entdeckte ein Gefühl, von dem sie nie gedacht hätte, es je für ihren Vater zu empfinden: Mitleid.

Er habe das alles nicht gewusst, wird er später sagen. Nach Schuldgefühlen klingt das nicht, aber Lena Krüger fragt nicht weiter nach. Wie den meisten Stasi-Kindern geht es ihr vor allem um das, was in der Familie passiert ist, erst in zweiter Linie um die Taten der Eltern. Und wie die meisten Stasi-Kinder macht sie die Erfahrung, dass beides tabu ist: „Wenn ich etwas von früher anspreche, heißt es: ‚Ach, Blödsinn!‘ oder: ‚Wir hatten aber auch nur Ärger mit dir. Was soll man da noch sagen?‘“

Lena Krüger hat sich entschieden, die Dinge mit sich auszumachen, das tut weniger weh. Die Eltern besucht sie regelmäßig, sie wohnen noch im selben Viertel. Ein freundliches älteres Ehepaar. Sehr herzlich, sagt die Tochter, ganz anders als früher. „Aber ich mache mir keine Hoffnungen mehr, dass sie noch mal irgendwas einsehen.“ Sie zuckt mit den Schultern. „Seit mir das klar ist, geht es mir besser. Ich darf nur nicht allzu viel drüber nachdenken.“

**A**uch Stefan Herbrich hatte gehofft, dass der Mauerfall in seiner Familie etwas verändern würde. Im Winter 1989 rief der damals 30-Jährige zu Hause an. „Hätte ja sein können, dass da was passiert ist. War aber nicht. Stattdessen klang alles verdammt nach 1945: ‚Wer konnte denn ahnen, dass die uns so benutzen?‘ Schade um die 20 Pfennige.“ Kein Wort zur Lossagung, keine Frage nach seinen Gefühlen.

Ohne seinen renitenten Sohn hätte er Oberst werden können, polterte Siegfried Herbrich stattdessen. Irrendwann beschränkt sich Stefan auf Geburtstagskarten und bricht den Kontakt schließlich ganz ab. „War nicht schön“, sagt er nach einer Pause und greift nach dem Tabak.

„So ein Bruch ist immer schmerzhaft, egal, wie sehr man vorher drangsaliert wurde“, sagt Psychiater Freyberger. „Für viele Stasi-Kinder ist es aber die einzige Möglichkeit, ins Lot zu kommen.“ Denn in den meisten Familien wird weiter eisern geschwiegen, und die Kinder bleiben mit ihren Fragen allein: Was war mein Vater für ein Mensch? Hat er anderen geschadet?

Manche suchen auf eigene Faust nach Antworten: Seit der Ende Dezember 2011 in Kraft getretenen Novellierung des Stasi-Unterlagen-Gesetzes ist es einfacher möglich, die Akten verstorbener Angehöriger einzusehen. „Erkennbar mehr junge Leute machen davon Gebrauch“, sagt Behördenchef Roland Jahn. Ob sie die Antworten finden, die sie sich erhoffen, ist allerdings fraglich: Aus einer durchschnittlichen Kaderakte mit ihren Prämienlisten, Beförderungsvorschlägen und phrasenhaften Beurteilungen lässt sich nur bedingt etwas über den Menschen herauslesen, der dahinterstand. Dafür war die Überwachungsmaschine zu kleinteilig, drehte sich jedes Rädchen immer nur auf seinem vorgegebenen Platz – worauf sich die einstigen Spitzel gern bis heute berufen.

Strafrechtlich sind sie glimpflich davongekommen. Ob sie sich persönlich vor der Verantwortung drücken können, hängt auch vom Mut ihrer Kinder und Enkel ab. „Aufarbeitung muss in den Familien beginnen“, sagt Jahn. „Dort ist die Chance am größten, dass Menschen sich öffnen und ein Klima der Versöhnung entsteht. Die Jungen sollten fragen: Warum habt ihr mitgemacht? Für die Gesellschaft ist das elementar.“

Ein Dialog zwischen den Generationen, jetzt wäre er möglich. Noch. ✱



**Ruth Hoffmann** arbeitet seit sieben Jahren an dem Thema, zunächst für ihr Buch. Sie ist Stammgast in der Stasi-Unterlagen-Behörde. Ohne deren Akten und Unterstützung wäre die Recherche nicht möglich gewesen

## GUT ZU WISSEN Die Stasi und ihre Aufgaben



**Zum Weiterlesen**  
In ihrem Buch „Stasi-Kinder“ schildert Autorin Ruth Hoffmann die Geschichten von 13 Söhnen und Töchtern, deren Eltern „Hauptamt-“

liche“ waren. Unter ihnen die DDR-Bürgerrechtlerin Vera Lengsfeld, die später für die CDU im Bundestag saß. Als Taschenbuch erschienen bei List, 9,99 Euro.

#### Totale Kontrolle

Die Stasi war weit mehr als ein Geheimdienst: Zu ihren Aufgaben gehörte neben klassischer Auslandsespionage und Spionageabwehr die Kontrolle der ge-

samten DDR-Gesellschaft. Sie verfügte über eigene Untersuchungsanstalten, ermittelte für Strafprozesse und führte diese auch durch. Die Passkontrolle an den Grenzübergängen lag ebenso in ihrer Hand wie die Versorgung der Politbüromitglieder in Wandlitz. Die hauptamtlichen Mitarbeiter wurden sorgfältig ausgewählt – bewerben konnte man sich nicht. Etwa

alle zehn Jahre verdoppelte sich ihre Zahl. 1989 waren es mehr als 91 000. Sie verdienten deutlich über dem DDR-Durchschnitt. Hinzu kamen Prämien, Steuervorteile und üppige Renten. Stasi-Mitarbeiter wurden bei der Wohnungsvergabe bevorzugt und konnten in MfS-eigenen Läden einkaufen, deren Sortiment auch aus Westwaren bestand.